



Ihr Erfolg war sicherlich kein Wunder: Anne Braun und Anita Gronau, Preisträgerinnen beim Bundeswettbewerb „Jugend musiziert“ 2012 in Stuttgart

© Jugend musiziert/Erich Malter

Musikalische Wunderkinder

Stand der Forschung zu einer seltenen Spezies

Andreas C. Lehmann

Dass das Thema Begabung immer wieder ein „reizendes“ Thema ist, liegt vermutlich daran, dass unsere klassische Musikkultur immer noch stark aus dem 18. und 19. Jahrhundert lebt und wir im Erklären von individuellen Leistungsunterschieden gern in Ermangelung besserer Erklärungen auf angeborene Dispositionen spekulieren statt auf pädagogisch vermittelte Entfaltungsmöglichkeiten des Schülers. In diesem Beitrag möchte ich einige neuere Ergebnisse zur musikalischen Hochbegabung referieren, Grundsätzliches zur Prävalenz von Hochbegabung schreiben sowie einige Anregungen zum Umgang mit speziellen Begabungen geben.¹

Kinder, die bereits in jungen Jahren Unglaubliches leisten, haben die Menschen vermutlich von jeher fasziniert, egal ob sie in der Musik, im Sport, in der Wissenschaft oder anderswo auftauchten. In der historischen Folge der Begabungskonzepte² wurde zunächst das „Göttliche“ an diesen Personen herausgehoben, ihre gottgegebenen „himmlichen Talente“ bzw. ihre „Auserwähltheit“. Seit der Renaissance dann wurde die individuelle Besonderheit betont, bei der sich hohe kreative Leistung gern auch mit negativen Seiten verband: so das „Genie“, das – wie Beethoven – ein schwieriger Zeitgenosse war oder – wie Schubert – leider zu früh starb. Diese metaphysischen Aspekte sind beliebte Stoffe der Musikgeschichtsschreibung. Etwas weniger märchenhaft wirkt dagegen der neuere empirische Ansatz, der sich mit spezifischen Trainingsmethoden befasst, der Interaktion von genetischen Anlagen und ihrer Ausbildung durch die Umwelt nachspürt, musikpädagogische Konzeptionen gegeneinander abwägt oder Unterschiede in kulturellen Kontexten erforscht.

Wie zu Mozarts Zeiten aber werden Wunderkinder heute noch herumgezeigt und ausgestellt. Der Exhibitionismus des Umfelds einiger Wunderkinder zeigt sich dann auch in den unzähligen Videos auf Internetplattformen wie YouTube. Hier werden die (oft gar nicht so spektakulären!) Frühreifen präsentiert. Man muss dafür nur die Begriffe „prodigious“ oder „prodigy“ (oder „Wunderkind“) und den Namen eines Musikinstruments eingeben. Zum Beispiel bringt „prodigy trumpet“ als Ergebnis Natalie Dungey zutage, ein Mädchen, das mit zehn Jahren bereits bekannt war und heute mit renommierten Orchestern konzertiert. Für jedes Instrument sowie Gesang lassen sich herausragende Vertreter finden. Das macht es einfach, einen ersten Überblick über das obere Leistungsspektrum – oder was dafür gehalten wird – zu erhalten.

Wunderkinder sind entwicklungsgeschichtlich wohl erst das Ergebnis von evolutionären Prozessen vor rund 10 000 Jahren, als das regelgebundene Wissen der Menschheit begann, in Menge und Komplexität anzuwachsen, und die kulturelle Evolution sich beschleunigte. Das Interesse an musikalischen Wunderkindern ist Moden unterworfen. So sind Geschichten von Wunderkindern seit dem 16. Jahrhundert überliefert und wurden ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend populär. Im 19. Jahrhundert dann

gab es einen regelrechten Boom und die Kinder reisten in Europa umher und erstaunten ihr Publikum.³ In die frühen 1820er Jahre (siehe Abb. 1) fallen auch die „Entdeckungen“ von Franz Liszt, Clara Schumann und Frederic Chopin. Zwanzig Jahre später kann man eine erneute Welle von Wunderkindern erkennen. Leider existierte damals YouTube noch nicht, sonst würden wir seither vermutlich einen erheblichen Leistungsanstieg beobachten.

[Kinder, die bereits in jungen Jahren Unglaubliches leisten, haben die Menschen vermutlich von jeher fasziniert.]

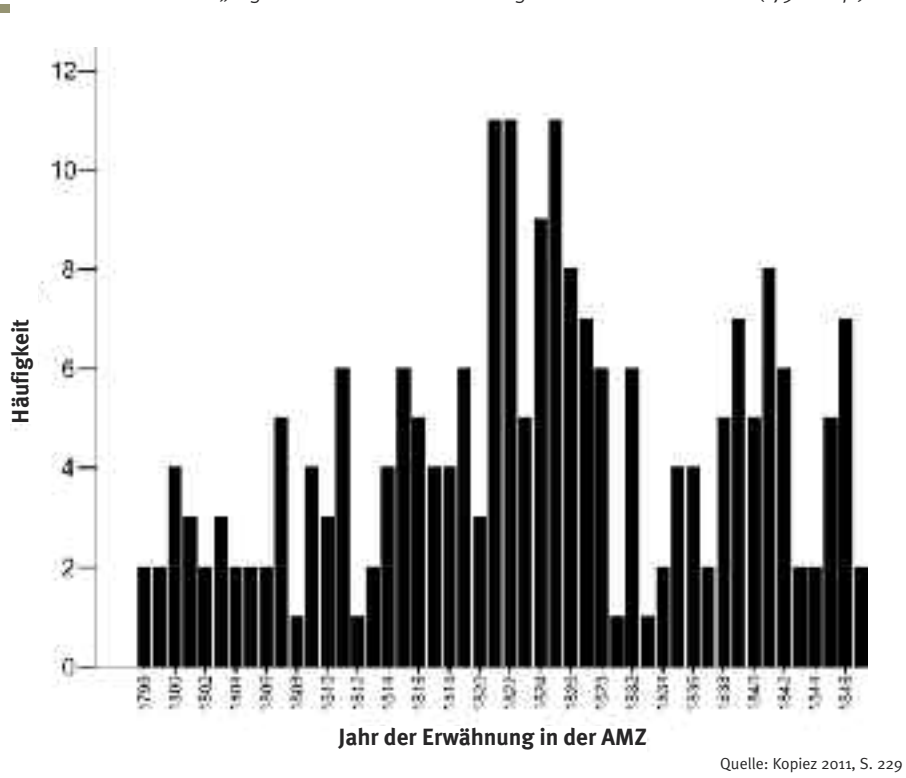
Seit der Zeit des Prototyps aller musikalischen Wunderkinder, Wolfgang Amadeus Mozart, gibt es wissenschaftliche Berichte über sie. Der britische Lord Daines Barrington hat beispielsweise den achtjährigen Mozart im Rahmen einer Londonreise untersucht, indem er ihm Aufgaben stellte. Es gibt weitere Dokumentationen, darunter zum spanischen Komponisten, Pianisten und Violinisten Pepito Arriola (untersucht von Carl

Stumpf 1909) und zum Pianisten und Komponisten Ervin Nyíregyházi (beschrieben von Géza Révész 1916). In letzter Zeit haben sich Gary McPherson mit der Pianistin Tiffany Poon (jetzt 16 Jahre alt) befasst⁴ und Franziska Olbertz mit drei nicht näher genannten Wunderkindern.⁵

In eine andere Richtung zielen Untersuchungen von so genannten Savants. Dies sind oft autistische Personen, die trotz großer Handicaps im alltäglichen Leben in bestimmten Bereichen erstaunliche Inseln der Begabung aufweisen; sie können z. B. Kalender berechnen, nach nur wenigen Blicken ganze Panoramas detailgenau zeichnen (Stephen Wiltshire) oder nach Gehör Klavier spielen (Derek Paravincini). Wiederum andere Menschen entdecken an sich neue Fähigkeiten, nachdem sie eine Verletzung am Kopf oder einen epileptischen Anfall erlitten haben (z. B. Orlando Serrell mit seinem Gedächtnis für Daten und Wetter oder Tony Cicoria mit neu entdecktem Interesse an Komposition und Klavierspiel).

Diese Fälle scheinen alle weit weg vom musiks schulischen Alltag, wo es scheinbar keine Wunderkinder und noch nicht einmal genug (Hoch-)Begabungen gibt, um Instrumental-

Abb. 1: Anzahl der in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ erwähnten Wunderkinder (1798–1848)



Quelle: Kopyez 2011, S. 229

„Les bonnes têtes musicales:
Le petit prodige“ – eine
Karikatur zum Thema klavier-
spielende höhere Töchter von
Frédéric Bouchot, ca. 1840



lehrkräfte zufrieden zu stellen. Und doch sind die genannten Fälle insofern interessant, als sie generelle, für MusikpädagogInnen nützliche Einblicke in menschliche Fähigkeiten gestatten. An gelungenen Entwicklungsverläufen von Hochbegabten können wir nämlich studieren, welche Gelingensbedingungen musikalischer Entwicklung es gibt und welche Umstände sie hemmen oder verhindern.

ERKLÄRUNGEN VON HOCHBEGABUNG

Die bloße Existenz von Wunderkindern und Hochbegabungen verlangt eine Erklärung für ihre überdurchschnittlichen Fähigkeiten. Dazu werden Theorieansätze aus der allgemeinen Hochbegabungsforschung herangezogen, weil MusikerInnen nach neueren Forschungserkenntnissen nicht anders funktionieren als andere Menschen, sondern sich mit ihren kognitiven und psychomotorischen Fähigkeiten gut in das allgemeine Bild menschlicher Entwicklung und Kognition einpassen. Ein musikalisch hochbegabtes Kind kann auf einfachste Weise dadurch definiert werden, dass es in der Lage ist, Dinge zu tun, die man normalerweise eher von Erwachsenen erwar-

tet.⁶ Etwas psychologischer formuliert ist es ein Kind, das schnell und effektiv deklaratives und prozedurales Wissen erwirbt, dieses Wissen angemessen in unterschiedlichen Situationen anwendet, um auftretende Probleme zu lösen, das rasch aus Erfahrungen in neuen Situationen lernt und erkennt, wann Wissen übertragen oder generalisiert werden kann und wann es differenziert werden muss.⁷

Der neueste Zusatz stammt aus der Neuropsychologie und postuliert einen vorzeitigen, beschleunigten Lernprozess sowie eine „Lernwut“, die mit einem hohen Aufmerksamkeitsfokus einhergeht und das Ergebnis besonderer neurophysiologischer Anpassungen darstellt. Dabei arbeiten Arbeitsgedächtnis und Kleinhirn auf hocheffektive Weise zusammen. Denn nicht nur sich wiederholende Bewegungsvorgänge werden im Kleinhirn zur Automatisierung abgelegt, sondern auch sich wiederholende Gedankengänge und Problemlösungen werden optimiert und automatisiert.⁸ Die Lernprozesse erfolgen gern in sensiblen Phasen, in denen die Kinder wie besessen arbeiten. Hier zeigt sich neben der Beschreibung des Phänomens auch eine wichtige physiologische Erklärung für kreative Hochleistung.

Grundsätzlich kommen wir im Kontext der musikalischen Begabung aus dem erkenntnistheoretischen Dilemma nicht heraus, dass erst die gezeigte Leistung zur Begabungszuschreibung Anlass gibt. Ein Kind wird also erst als begabt angesehen, wenn es hohe Leistungen zeigt. Dies führt zum fatalen zirkulären Schluss: Kind zeigt hohe Leistung; dann muss es wohl begabt sein, sonst würde es keine hohe Leistung zeigen. Um Missverständnissen⁹ vorzubeugen: Ich glaube aus unterschiedlichen Gründen kaum, dass wir jemals eine genetische Basis für Musikalität im Sinne eine „Musik-Gens“ finden werden, welches einigen Menschen enorm hohe Leistungen ermöglicht; vielmehr hänge ich einer interaktionistischen Perspektive an, die Training und Umwelteinflüsse sowie deren Zusammenspiel mit internen Variablen im Schüler betrachtet. ...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 2/2013.